

btb

## Buch

Ein Hacker versetzt den Vatikan in Aufregung. Er umgeht alle Sicherheitsvorkehrungen und dringt direkt in den persönlichen Rechner des Papstes ein. Dort hinterlässt er eine Botschaft über eine Kirche in Sevilla, die abgerissen werden soll und nun tötet, um sich zu verteidigen. Padre Lorenzo Quart, ein Agent des päpstlichen Geheimdienstes, soll die Geschichte aufklären und den Hacker, den sie »Matutin« getauft haben, enttarnen. Also reist er nach Sevilla. Er findet heraus, dass es in jener Kirche tatsächlich zwei Todesfälle gab, bei denen die Polizei aber Unfälle als Todesursache ermittelte. Padre Quart merkt schnell, dass der Abriss der Kirche aus den unterschiedlichsten Gründen befürwortet und abgelehnt wird. Da keiner der Verdächtigen offen mit Quart spricht, muss jener sich ohne fremde Hilfe durch das Gewirr von Intrigen kämpfen. Dabei verliert er fast seinen eigentlichen Auftrag, Matutin zu enttarnen, aus den Augen.

## Autor

Arturo Pérez-Reverte, geboren 1951 im spanischen Cartagena, ist Schriftsteller und Journalist. Zwischen 1973 und 1994 war er weltweit bei nahezu allen größeren kriegesischen Auseinandersetzungen als Berichterstatter im Einsatz. Überdies ist er überaus erfolgreich als Autor. Seine Romane sind in 29 Sprachen übersetzt. Er ist Verfasser eines umfangreichen, vielfach verfilmten literarischen Werks. Sein Welterfolg »Der Club Dumas« zum Beispiel wurde von Roman Polanski unter dem Titel »Die neun Pforten« höchst erfolgreich verfilmt. Seit 2003 ist Pérez-Reverte Mitglied der Königlichen Spanischen Akademie für Sprache und Dichtung. »Alatriste« und »Das Gold des Königs«, die zweibändige Serie (im Original 5 Bände) um den Seefahrer Alatriste, ist ein internationaler Bestseller.

## Arturo Pérez-Reverte bei btb

Der Fechtmeister. Roman (72322)

Alatriste. Roman (73354)

Das Gold des Königs. Roman (73431)

Arturo Pérez-Reverte

# Jagd auf Matutin

Roman

*Aus dem Spanischen von  
Claudia Schmitt*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»La piel del tambor« bei Alfaguara, Madrid.



**FSC**

**Mixed Sources**

Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus  
dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Einmalige Sonderausgabe Oktober 2007, btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 1995 Arturo Pérez-Reverte  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997 Weitbrecht Verlag  
in K. Thienemanns Verlag  
Published by Arrangement with PEQUOD S.L.  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagmotiv: Getty Images / Yamada  
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin  
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck  
SR · Herstellung: LW  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73721-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

AMAYA FÜR IHRE FREUNDSCHAFT.  
JUAN FÜR SEIN DRÄNGEN.  
RODOLFO FÜR SEINE VERDIENSTE.

Kleriker, Bankiers, Computerpiraten, Herzoginnen und Ganoven, sämtliche Gestalten und Ereignisse dieses Romans sind fiktiv, jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen und tatsächlichen Vorkommnissen ist rein zufällig. Alles in diesem Buch ist frei erdacht, alles außer dem Schauplatz, denn eine Stadt wie Sevilla könnte keiner erfinden.



# Inhalt

Prolog .....	9
I. Der Mann aus Rom .....	15
II. Drei Ganoven .....	48
III. Elf Kneipen in Triana .....	85
IV. Orangenblüten und Pomeranzen .....	124
V. Die zwanzig Perlen des Kapitän Xaloc .....	159
VI. Lorenzo Quarts Krawatte .....	202
VII. Die Anislikör-Flasche .....	241
VIII. Eine andalusische Dame .....	275
IX. Die Welt ist ein Dorf .....	304
X. In Ictu Oculi .....	351
XI. Carlota Bruners Truhe .....	395
XII. Der Zorn Gottes .....	432
XIII. Die »Canela Fina« .....	461
XIV. Die Achtuhrmesse .....	500
XV. Matutin .....	520



## Prolog

Es war elf Minuten vor Mitternacht, als der Hacker ins Computernetz des Vatikans eindrang. Fünfunddreißig Sekunden später löste einer der ans Netz angeschlossenen Terminals den Alarm aus, erkennbar zunächst nur an einem leichten Flimmern des Bildschirms, es zeigte an, daß das automatische Kontrollprogramm in Funktion war. Dann erschienen die Buchstaben *HK* in einer Ecke des Monitors und der Nachtschichtbeamte, ein irischer Jesuit, der gerade mit der Eingabe von Daten aus der letzten Vermögensschätzung des Kirchenstaats beschäftigt war, nahm den Telefonhörer ab, um seinen diensthabenden Vorgesetzten zu benachrichtigen.

»Da ist ein Hacker im Anzug«, sagte er.

Padre Ignacio Arregui, ein großer, hagerer Mann, ebenfalls Jesuit, knöpfte seine Soutane zu und trat in den dämmrigen Korridor hinaus, um die fünfzig Meter bis zum Computerraum zurückzulegen. Seine Schritte hallten von der mit Fresken bemalten Decke wider. Im Gehen warf er immer wieder einen Blick aus den Fenstern, auf die menschenleere Via della Tipografia und auf die düstere Fassade des Palazzo Belvedere, dabei brummte er mißmutig vor sich hin. Mehr noch als die Nachricht von dem Eindringling ärgerte es ihn, aus dem Schlaf gerissen worden zu sein. Anschläge von Hackern gehörten zur Tagesordnung und waren in den meisten Fällen unschädlich. Gewöhnlich kamen diese Piraten nur bis zum äußeren Sicherheitsbereich, wo sie dann ihre Spuren hinter-

ließen: irgendwelche Botschaften oder harmlose Viren. Man sollte wissen, daß sie da gewesen waren, darauf legten die Hacker großen Wert. Meistens handelte es sich um junge Feierabendprogrammierer, die sich einen Sport daraus machten, per Telefonleitung fremde Computersysteme zu knacken, je schwieriger, desto aufregender. Ihr Glück mit der Chase Manhattan Bank zu versuchen, mit dem Pentagon oder dem Vatikan, war für diese Computerfreaks ein spannendes Abenteuer.

Padre Cooney, der wachhabende Beamte – klein, rundlich und bebrillt –, saß mit sorgenvoll gerunzelter Stirn über die Tastatur seines Rechners gebeugt und versuchte angestrengt dem Hacker auf die Spur zu kommen. Als Padre Arregui neben ihn trat, sah er erleichtert zu ihm auf. Der Lichtkegel der Schreibtischlampe beschien seine untere Gesichtshälfte.

»Ich bin froh, daß Sie da sind, Padre.«

Der Vorgesetzte stützte neben ihm die Hände auf den Arbeitstisch und betrachtete aufmerksam den Bildschirm, auf dem blaue und rote Symbole blinkten. Das Kontrollprogramm hielt kontinuierlichen Kontakt mit dem Eindringling.

»Schlimm?«

»Möglicherweise.«

Während der letzten zwei Jahre hatte es nur einmal einen ernstesten Vorfall gegeben; da war es einem Hacker gelungen, einen ausgesprochen böartigen Virus ins Netz des Vatikans einzuschleusen. Viren waren winzige Programme, die sich innerhalb des Datennetzes vermehrten und den gesamten Speicherinhalt vernichten konnten. In diesem Fall hatte es rund eine halbe Million Dollar gekostet, das Netz zu reinigen und den Schaden zu beheben. Der Hacker, durch langwierige Nachforschungen schließlich entlarvt, war ein sechzehnjähriger Schüler aus irgendeinem holländischen Kuhdorf gewesen. Andere Versuche gefährliche Viren oder Killerprogramme einzuschleusen waren bereits im Ansatz vereitelt worden: Ein junger Mormone aus Salt Lake City, eine Ge-

sellschaft islamischer Integralisten mit Sitz in Istanbul, ein übergeschnappter Pfarrer und Zölibatsgegner, der bei Nacht den Computer der Nervenheilanstalt benutzt hatte. Von dem Pfarrer, einem Franzosen, waren sie anderthalb Monate lang in Schach gehalten worden und als man ihn endlich neutralisiert hatte, waren bereits zweiundvierzig Dateien mit einem Virus infiziert, der die Bildschirme mit lateinischen Flüchen anfüllte.

Padre Arregui deutete mit dem Finger auf den rot blinkenden Cursor:

»Ist das unser Hacker?«

»Ja.«

»Wie haben Sie ihn genannt?«

Sie gaben ihnen immer Namen, zum Zwecke der Identifizierung und Verfolgung; viele waren alte Bekannte. Padre Coeey wies auf eine Linie in der unteren rechten Ecke des Bildschirms:

»Matutin – der Uhrzeit wegen. Es war das Erste, was mir einfiel.« Matutin – so hieß das mitternächtliche Stundengebet vieler Orden.

Auf dem Monitor erschienen laufend neue Symbole. Coeey studierte sie aufmerksam, lenkte dann den Zeiger mit Hilfe der Maus auf eins von ihnen und klickte zweimal. Jetzt, wo er einen Vorgesetzten neben sich hatte, auf den er die Verantwortung abschieben konnte, war er lockerer, ja er fand die Sache nun richtig spannend. Für einen Veteranen der Informatik, und das war der junge Geistliche, stellte das Agieren eines Hackers immer auch eine berufliche Herausforderung dar.

»Er treibt sich seit zehn Minuten bei uns herum«, sagte er und Padre Arregui glaubte einen Anflug von Bewunderung aus seiner Stimme herauszuhören. »Am Anfang hat er nur die verschiedenen Zugänge überprüft, dann ist er eingebrochen. Er kannte den Weg; er muß uns schon öfter besucht haben.«

»Was hat er vor?«

Cooley zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Aber er arbeitet schnell und gut, hat ein dreifaches System, um unsere Abwehr auszutricksen: Zuerst versuchte er es mit einfachen Abwandlungen von geläufigen Benutzernamen, dann mit Namen aus unserem eigenen Verzeichnis und zum Schluß mit einer Liste von 432 Paßwörtern.« An diesem Punkt verzog der junge Jesuit leicht den Mund, wie um ein Grinsen zu unterdrücken. »Da, jetzt will er sich Zugang zu INMAVAT verschaffen.«

Padre Arreguis Finger trommelten nervös auf den technischen Handbüchern herum, die sich auf dem Tisch stapelten. Das Programm INMAVAT war top-secret, es enthielt eine kodierte Namensliste der höchsten Chargen der vatikanischen Kurie und ließ sich nur mit einem geheimen Kennwort öffnen.

»Versuchen wir doch ihn mit dem Scanner zu kriegen«, schlug er vor.

Cooley deutete mit dem Kinn auf den Bildschirm eines Computers auf dem Nebentisch. Daran habe ich schon gedacht, sagte diese Geste. Mit den Telefonleitungen der Polizei und des Vatikans verbunden, verzeichnete dieses Kontrollsystem sämtliche Daten, die über den Eindringling zu bekommen waren; es verfügte sogar über Fallen für Hacker, eine Art Irrgarten, in dem sich die Cyber-Schurken verliefen und in dem sie Spuren hinterließen, die es ermöglichten, sie zu identifizieren und ausfindig zu machen.

»Das bringt uns nicht weiter«, meinte Cooley nach einer Weile. »Matutin hat sich über mehrere Telefonleitungen Zugang verschafft, er springt von einer zur andern und verwischt so alle Spuren hinter sich. Wir müßten jede Einzelne von ihnen bis zum Eingangskommutator zurückverfolgen, solange er sich darin aufhält – aber dazu läßt er uns keine Zeit. Abgesehen davon: Wenn er Schaden anrichten will, dann tut er das trotzdem.«

»Was kann er sonst wollen?«

»Weiß nicht.« Der Mund des jungen Mannes verzog sich erneut zu einer halb belustigten, halb neugierigen Grimasse, die jedoch verschwand, als er den Kopf hob. »Manchmal reicht es ihnen ja, ein bißchen rumzuschnüffeln oder eine Botschaft zu hinterlassen. Sie wissen schon: *Captain Zap war hier*, und ähnlichen Unsinn.« Er machte eine Pause und starrte auf den Monitor. »Obwohl der sich für einen kleinen Spaziergang verflixst viel Arbeit macht.«

Padre Arregui nickte mehrmals, während er gedankenversunken die Entwicklungen auf dem Bildschirm verfolgte. Dann schien er plötzlich zu sich zu kommen, betrachtete das Telefon im Lichtkegel der Schreibtischlampe und streckte die Hand nach dem Hörer aus, hielt jedoch auf halbem Wege inne.

»Glauben Sie, er schafft es, INMAVAT zu öffnen?«

Cooley deutete auf den Monitor.

»Schon passiert.«

»Gütiger Himmel!«

Der rote Cursor raste an einer langen Liste von Dateinamen entlang, die über den Bildschirm rollte.

»Der ist gut«, sagte Cooley mit unverhohlener Bewunderung. »Gott verzeih mir, aber dieser Hacker ist wirklich gut . . . verteuftelt gut«, setzte er grinsend hinzu.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, starrte er auf die Mattscheibe seines Computers. Da waren sie, säuberlich untereinander angeordnet, die Codes von vierundachtzig Kardinälen und weiteren hohen Würdenträgern. Der Cursor ging die Liste zweimal von oben nach unten durch, dann blieb er blinkend in der Linie mit dem Code V01A stehen.

»Ah, dieser Halunke!«, knurrte Padre Arregui.

Die Statuszeile zeigte an, daß die Festplatte Daten speicherte, und damit stand fest, daß es dem Eindringling gelungen war, sich Zugang in das geheime Programm zu verschaffen und unerlaubt eine Datei einzuschleusen.

»Wer ist V01A?«, wollte Cooley wissen.

Er bekam nicht gleich eine Antwort. Padre Arregui fuhr sich mit einem Finger in den Stehkragen seiner Soutane und stierte sprachlos auf den Bildschirm. Dann griff er langsam nach dem Telefonhörer, zögerte noch einmal und wählte schließlich die Notrufnummer des päpstlichen Sekretariats. Das Telefon läutete siebenmal, bevor sich eine Stimme auf italienisch meldete. Padre Arregui räusperte sich, erst dann teilte er mit, daß ein Hacker sich Zugang zum Privatcomputer des Heiligen Vaters verschafft hatte.

## I. Der Mann aus Rom

Als Streiter Gottes trägt er sein Schwert nicht grundlos.  
(BERNHARD VON CLAIRVAUX Lob der Templermiliz)

Es war Anfang Mai, als Lorenzo Quart den Auftrag erhielt sich nach Sevilla zu begeben. Ein Regentief zog in Richtung des östlichen Mittelmeers und entlud sich an diesem Morgen über dem Petersplatz in Rom, so daß Quart unter den Bernini-Kolonnaden Schutz suchen mußte, die im Halbkreis um den Platz herumführen. Während er auf das Bronzetor zuschritt, konnte er feststellen, daß der Wächter, der sich mit seiner Hellebarde im Halbdunkel der Passage aus Marmor und Granit abzeichnete, bemüht war ihn zu identifizieren. Der große, stämmige Mann trug die rot-gelb-blau gestreifte Uniform der Schweizer Garde, sein Schädel unter der schwarzen Mütze war kahl geschoren. Quart merkte, daß der junge Mann neugierig seinen perfekt geschnittenen dunklen Anzug betrachtete, das schwarze Seidenhemd mit dem Stehkragen und die handgenähten Schuhe aus feinem, ebenfalls schwarzem Leder. Gar kein Vergleich, sagte dieser Blick, mit den grauen bagarozzi, den Bürokraten des vatikanischen Verwaltungsapparats, die hier ein und aus gingen. Doch konnte es sich, wie die ratlosen blauen Augen des Schweizers verrieten, ebenso wenig um einen Aristokraten der Kurie handeln, einen jener Prälaten und Monsignori, die sich – im diskretesten der Fälle – mit Kreuzen, Ringen oder Purpurverbrämungen schmückten. Diese kamen nicht zu Fuß im Regen an, sondern in dicken Wagen mit Chauffeur und benützten außerdem einen anderen Zugang zum Palast des Papstes, das Sankt-Anna-Tor nämlich.

Abgesehen davon war der Mann, der höflich vor dem Wächter stehen blieb, seine Briefftasche herauszog und unter mehreren Kreditkarten nach seinem Personalausweis suchte, zu jung für die Mitra, das war ganz offensichtlich, obwohl sein soldatenhaft kurzes Haar viele weiße Strähnen hatte. Groß, schlank, ruhig und selbstsicher musterte er den Schweizer mit professionellem Blick. Hände mit gepflegten Nägeln, Uhr mit weißem Zifferblatt, schlichte Silbermanschetten. Der Wächter schätzte ihn auf höchstens vierzig.

»Guten Morgen. Wie ist der Dienst gewesen?«

Der Gardist straffte sich und zog seine Hellebarde an sich. Ihn beeindruckte weniger der in perfektem Deutsch geäußerte Gruß, als das Siegel »IOE« neben einer Tiara und den Schlüsseln des Heiligen Petrus in der rechten oberen Ecke des Ausweises, den der Neuankömmling vorzeigte. Das »Istituto per le Opere Esteriori«, das Amt für Auswärtige Angelegenheiten, wurde im roten Wälzer des Vatikanischen Jahresberichts als Zweigstelle des Staatssekretariats geführt, doch selbst der unerfahrenste Rekrut der Schweizer Garde wußte, daß das Institut zwei Jahrhunderte lang der vollstreckende Arm der Inquisition gewesen war und jetzt die Aktivitäten des päpstlichen Geheimdienstes koordinierte. Die Kuriemitglieder, Meister in beschönigenden Umschreibungen, nannten es »die linke Hand Gottes«. Andere bezeichneten es, wenn auch nur flüsternd, als das »Amt für schmutzige Angelegenheiten«.

»Kommen Sie herein.«

»Danke.«

Quart durchschritt das Bronzetur, wandte sich nach rechts, ging an einer breiten Freitreppe, der Scala Regia, vorbei, verweilte kurz am Empfangstisch und eilte dann, zwei Stufen auf einmal nehmend, die hallende Marmortreppe zu einer ebenfalls bewachten Glastür hinauf, die in den Innenhof des Heiligen Damasus führte. Er überquerte den Hof im Regen, gefolgt von den Augen weiterer Wächter, die, mit blauen Regencapes

bekleidet, alle Zugänge zum Vatikan kontrollierten. Auf der andern Seite angelangt, stieg Quart noch einmal eine kurze Treppe hinauf und blieb auf der vorletzten Stufe vor einer Tür mit einem unauffälligen Metallschild stehen: *Istituto per le Opere Esteriori* stand darauf. Hier zog er ein Papiertaschentuch heraus, trocknete sich damit zuerst das Gesicht und dann die Schuhe, worauf er es zusammenknüllte und in einen metallenen Abfalleimer neben der Tür warf. Danach überprüfte er den Sitz seiner Manschetten, strich sich ein letztes Mal über die schwarze Jacke und läutete an der Tür.

Im Gegensatz zu vielen anderen Priestern war sich Lorenzo Quart völlig bewußt über seinen Mangel an mehr oder weniger christlichen Tugenden: Nächstenliebe oder Mitleid, beispielsweise, waren nicht gerade seine Stärke; ebenso wenig die Demut, obwohl er einen sehr disziplinierten Charakter besaß. Ja, es mangelte ihm sicher an vielem, doch bestimmt nicht an Gewissenhaftigkeit und Disziplin, und genau das machte ihn seinen Vorgesetzten so unentbehrlich. Die Männer, die hinter jener Tür auf ihn warteten, wußten sehr gut, daß Padre Quart präzise und verläßlich war wie eine Schweizer Uhr.

Aufgrund eines Stromausfalls im ganzen Gebäude wurde das Arbeitszimmer nur vom grauen Tageslicht erhellt, das durch ein auf die Belvedere-Gärten hinausgehendes Fenster einfiel. Während der Sekretär die Tür hinter ihm schloß, machte Quart fünf Schritte und blieb exakt in der Zimmermitte stehen. Der Raum war ihm vertraut. An den Wänden reihten sich Bücherregale und hölzerne Karteikästen; sie verdeckten zum Teil die von Gregor XIII. in Auftrag gegebenen Fresken des Malers Antonio Danti: Landkarten, die das Adriatische, das Ionische und das Tyrrhenische Meer zeigten. Im Gegenlicht des Fensters zeichnete sich eine menschliche Silhouette ab, Quart ignorierte sie und verneigte sich statt dessen leicht vor dem Mann, der hinter dem ausladenden, mit Dokumentenmappen übersäten Schreibtisch saß.

»Monsignore«, sagte er.

Erzbischof Paolo Spada, Direktor des Instituts für auswärtige Angelegenheiten, erwiderte seinen Gruß mit einem freundlichen Lächeln. Er war Lombarde, ein stämmiger, beinahe vierschrötig wirkender Mann mit mächtigen Schultern unter dem dreiteiligen schwarzen Anzug, der mit keinerlei Abzeichen seines kirchlichen Rangs versehen war. Mit seinem riesigen Kopf und dem gedrungenen Hals erinnerte Spada an einen Lastwagenfahrer, Ringer oder – besser noch – römischen Gladiatoren, der Schwert und Helm gegen den dunklen Priestertalar eingetauscht hatte. Was diesen Eindruck noch verstärkte, waren seine borstigen, schwarzen Haare und die fast schon unproportional großen Hände ohne Bischofsring, die in diesem Augenblick mit einem dolchförmigen Brieföffner aus Bronze spielten. Mit ihm deutete er auf die Silhouette vor dem Fenster.

»Ich nehme an, Sie kennen Kardinal Iwaszkiewics.«

Erst jetzt wandte Quart sich nach rechts und grüßte die reglose Gestalt. Natürlich kannte er Seine Eminenz Jerzy Iwaszkiewics, den Bischof von Krakau. Von seinem Landsmann, Papst Woityla, zum Kardinal ernannt, war er Präfekt der Glaubenskongregation, bis 1965 bekannt unter dem Namen »Heiliges Offizium« oder »Inquisition«. Selbst so, als schmaler dunkler Schatten, war Iwaszkiewicz unverwechselbar.

»Laudeatur Jesus Christus, Eminenz.«

Der Direktor der Inquisition erwiderte seinen Gruß nicht; in völliges Schweigen gehüllt blieb er stehen und zwang Monsignore Spada vermittelnd einzugreifen.

»Setzen Sie sich, wenn Sie möchten, Padre Quart«, sagte er mit seiner rauhen Stimme. »Das ist eine offiziöse Besprechung und Seine Eminenz zieht es vor, stehen zu bleiben.«

Spada hatte das italienische Wort »ufficiosa« benützt, eine feine Nuance, die Quart nicht entging. Im vatikanischen Jargon war der Unterschied zwischen »ufficiale« und »ufficioso« von größter Bedeutung. »Ufficiosa« war eine Besprechung, in

der man nicht alles, was man dachte, auch aussprach. Und selbst wenn es ausgesprochen wurde, so gab das hinterher keiner zu. Quart lehnte den Stuhl, auf den der Erzbischof mit seinem Brieföffner deutete, trotzdem ab; er schüttelte leicht den Kopf, verschränkte die Hände im Rücken und blieb in der Zimmermitte stehen, ruhig und aufmerksam wie ein Soldat, der auf Order wartet.

Monsignore Spada warf ihm einen anerkennenden Blick zu. Das Weiß seiner schlaun Augen war wie bei einem alten Hund von braunen Äderchen durchzogen; diese Augen, seine massige Gestalt und das borstige Haar hatten ihm den Spitznamen die Bulldogge eingebracht, aber nur die höchsten Kurienmitglieder wagten es, ihn zu gebrauchen, und auch sie nur hinter vorgehaltener Hand.

»Freut mich, Sie wieder zu sehen, Padre Quart. Unsere letzte Begegnung liegt einige Zeit zurück.«

Genau zwei Monate, dachte Quart. Damals waren sie auch zu dritt in diesem Büro gewesen: sie beide und ein namhafter Bankier, Renzo Lupara, Präsident der Banco Continentale d'Italia, einer eng mit der vatikanischen Finanzverwaltung zusammenarbeitenden Bank. Lupara, stattlich, elegant und mit tadellosem Leumund, vom Himmel mit einer bildhübschen Gattin und vier Sprößlingen gesegnet, war zu einem immensen Vermögen gelangt, indem er – die bankmäßige Deckung des Vatikans ausnützend – riesige Geldsummen von Unternehmern und Politikern veruntreut hatte – alles Brüder der Loge »Aurora 7«, der er selbst mit dem Grad 33 angehörte. Das war genau die Art von weltlichen Angelegenheiten, die in Lorenzo Quarts Ressort gehörte. Sechs Monate lang war er den Fußabdrücken gefolgt, die Lupara in den Teppichböden gewisser Büros in Zürich, Gibraltar und in San Bartolomé auf den Antillen hinterlassen hatte. Ergebnis seiner Reisen war ein umfassendes Dossier gewesen, das an jenem Tag vor zwei Monaten offen auf Monsignore Spadas Tisch gelegen und den Bankier vor die bittere Wahl gestellt hatte, den Rest seines Le-

bens hinter schwedischen Gardinen zu verbringen oder sich für einen diskreten Exitus zu entscheiden, mit dem sich der gute Ruf der Banco Continentale, des Vatikans, sowie der Signora und ihrer vier Kinder vielleicht noch einmal retten ließ. Den Blick auf die Wandfresken geheftet, verloren im Thyrrenischen Meer, hatte der Bankier den Kern der erzbischöflichen Botschaft rasch erfaßt – unter Heranziehung des Gleichnisses vom schlechten Knecht entsprechend taktvoll formuliert. Danach hatte Lupara sich, ungeachtet des wohl gemeinten technischen Hinweises, daß ein nicht bekehrter Freimaurer grundsätzlich mit der Todsünde behaftet bleibe, spornstreichs in seine Traumvilla auf Capri begeben, um sich dort von einer Aussichtsterrasse hoch überm Meer in die Tiefe zu stürzen – angeblich ungebeichtet. Einer Gedenktafel zufolge soll übrigens Curzio Malaparte auf derselben Terrasse einmal Wermut getrunken haben.

»Ich habe einen interessanten Auftrag für Sie.«

Quart fühlte den unsichtbaren Blick Iwaszkiewicz' auf sich ruhen, während er unbewegt dastand und aufmerksam den Worten seines Vorgesetzten lauschte. Während der letzten zehn Jahre hatte der Erzbischof immer irgendeinen interessanten Auftrag für ihn gehabt – in Mitteleuropa, in Südamerika, im ehemaligen Jugoslawien – und alle diese Aufträge waren mit Namen und Datum in Quarts ledergebundenem, schwarzen Terminkalender verzeichnet: eine Art Logbuch, das Tag für Tag die Etappen des langen Weges dokumentierte, den er zurückgelegt hatte, seit er Staatsbürger des Vatikans und »Agent« des IOE geworden war.

»Sehen Sie sich das an.«

Der Direktor des Instituts für Auswärtige Angelegenheiten hielt mit Daumen und Zeigefinger ein computergedrucktes Blatt in die Höhe. Quart wollte es entgegennehmen, aber in diesem Moment machte die Silhouette des Kardinals am Fenster eine ruckartige Bewegung. Monsignore Spada lächelte.

»Seine Eminenz ist der Ansicht, daß wir es hier mit einem

sehr heiklen Thema zu tun haben«, sagte er und ließ Quart nicht aus den Augen, obwohl klar war, daß seine Worte eigentlich Iwaszkiewicz galten. »Er hält es nicht unbedingt für ratsam, den Kreis der Eingeweihten zu vergrößern.«

Quart zog seine Hand zurück, ohne nach dem Blatt zu greifen, und sah seinen Vorgesetzten ruhig und abwartend an.

»Natürlich kennt Seine Eminenz Sie bei weitem nicht so gut wie ich«, fuhr dieser fort; jetzt lächelten nur noch seine Augen.

Lorenzo Quart nickte geduldig und stellte keine Fragen, worauf Monsignore Spada sich an Kardinal Iwaszkiewicz wandte.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß er ein guter Soldat ist?«

Stille trat ein; eine ganze Weile hob sich die Silhouette des Kardinals völlig reglos vom wolkenverhangenen Himmel ab, aus dem es auf die päpstlichen Gärten regnete, dann jedoch löste sich Iwaszkiewicz vom Fenster: Im schräg einfallenden, grauen Tageslicht war seine eckige Kinnlade zu erkennen, der purpurrote Kragen seiner Soutane, das Schimmern eines goldenen Brustkreuzes und der Bischofsring an der Hand, die Monsignore Spada nun das Blatt abnahm, um es Lorenzo Quart persönlich zu überreichen.

»Lesen Sie.«

Quart gehorchte dem Befehl, der in kehligem Italienisch mit polnischem Akzent geäußert war. Das computergedruckte Blatt enthielt ein Memorandum von wenigen Zeilen:

*Heiliger Vater,  
aus schwerwiegenden Gründen wage ich es, mich an Euch zu wenden. Manchmal ist der Stuhl des Heiligen Petrus einfach zu weit entfernt, als daß die Stimmen armer Gläubiger bis zu ihm durchdringen könnten. In Spanien, genauer in Sevilla, gibt es einen Ort, wo Händler das Haus Gottes bedrohen und wo eine kleine, von den Obrigkeiten mißachtete Kirche aus dem XVII. Jahrhundert tötet, um sich zu verteidigen. Ich*

*bitte Eure Heiligkeit, als Hirten und als Vater, auch den ärmsten Schafen seiner Herde Gehör zu schenken und diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die sie schutzlos ihrem Schicksal überlassen.*

*Euren Segen erfliegend, verbleibe ich im Namen Jesu Christi, unseres Herrn.*

»Diese Botschaft ist in den Privatcomputer des Papstes eingeschleust worden«, erklärte Monsignore Spada. »Ohne Unterschrift.«

»Ohne Unterschrift«, wiederholte Quart mechanisch. Er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, immer ein paar Worte zu wiederholen, wie Steuermänner oder Unteroffiziere die Befehle ihrer Vorgesetzten. Es war, als wolle er sich selbst oder den anderen Gelegenheit geben das Gesagte noch einmal zu überdenken. In den Kreisen, in denen er sich bewegte, kamen gewisse Worte Befehlen gleich und manche dieser Befehle, oft auch nur ein bestimmter Tonfall, ein Lächeln hatten immens weit reichende Folgen.

»Der Eindringling«, fuhr Spada fort, »hat verschiedene Tricks angewandt, um seine Spuren zu verwischen. Unsere Nachforschungen haben aber ergeben, daß der Brief tatsächlich von Sevilla aus geschickt wurde, von einem ans Telefonnetz angeschlossenen Computer.«

Quart las das Blatt ein zweites Mal durch, um Zeit zu gewinnen.

»Hier ist von einer Kirche die Rede . . .«, unterbrach er sich, in der Hoffnung, ein anderer würde seinen Satz zu Ende führen. Laut ausgesprochen, kam er ihm einfach zu lächerlich vor.

»Ja«, nickte der Erzbischof. »Eine Kirche, die tötet, um sich zu verteidigen.«

»Ein Unding«, fuhr Iwaszkiewicz dazwischen, ohne daß klar gewesen wäre, ob er die Kirche oder die Sache an sich meinte.